

Aufmerksam niemals gewahrt werden, daß ein Schwarm, oder auch nur Einzelne sich etwa von ihm abtrennende sich mit tauchen abgegeben hätten. Das geschlossene rastlose stürmische Durchreifen der Meerenge, auf- und abwärts, ist allein das Auffällige, das Auge und Gemüt fesselnde an ihm, das ihm die bezeichnenden örtlichen Namen gegeben hat.

Ich will damit für diesmal meine gutgemeinten „Blaudereien“ schließen. Würden sie nachsichtigen Beifall finden, so könnte und würde ich noch Anderes bringen, was vielleicht gefiele.

Ornithologischer Aberglaube vergangner Zeiten.

Von Dr. Martin Bräß.

III.

„Von Schwalben- und Storchs Winter-Quartier.“

Daß die Kenntnis von den Wanderungen unsrer Zugvögel nicht bloß im Altertum und Mittelalter, sondern auch bis in die neueste Zeit nur höchst unvollkommen und mangelhaft sein konnte, leuchtet jedem ein, der dem schwierigen Gegenstande nur ein wenig seine Aufmerksamkeit geschenkt hat und also weiß, wie zahlreiche Fragen hierbei zu beantworten sind: Ursache des Abzugs, Wandertrieb, Schnelligkeit, Ziel der Reise, wie findet der Vogel seinen Weg? was veranlaßt ihn zur Rückkehr u. c. Wir müssen offen gestehen, allseitig befriedigende Antworten auf die fast unzähligen Fragen, die dem Forscher bei der Untersuchung dieser Verhältnisse immer von neuem auftauchen, auch heute noch keineswegs geben zu können. Wenn wir also in den Schriften vergangener Jahrhunderte irrigte Ansichten ausgesprochen finden, so darf uns das keineswegs wundern; vielmehr müssen wir bedenken, daß auch wir den Winteraufenthalt einzelner Vogelarten noch nicht sicher kennen, und daß manche mit größter Bestimmtheit auftretende Angaben hierüber doch nur den Wert von Vermutungen haben. Was uns aber beim Aufschlagen jener antiquierten schweinsledernen Foliobände so manchen Ruf des Erstaunens entlockt, das sind nicht die an sich nur falschen, sondern die bisweilen geradezu unsinnigen Vorstellungen, die wir in großer Menge entdecken. Freilich wollen wir nicht verkennen, daß die Schriftsteller, namentlich die des 16. und 17. Jahrhunderts, alle Erzählungen in ihre Werke aufnahmen, deren sie nur irgend habhaft werden konnten, mochten diese noch so sehr einem Märlein ähnlich sehen. Indessen, wenn wir auch manches abziehen, was nur das Volk glaubt, es bleiben noch genug abgeschmackte und kindische Ansichten, über die wir verwundert den Kopf schütteln. Die treuherzige Einfalt selbst mancher ernster Forscher vergangner Zeiten wird niemand in Abrede stellen.

Am meisten fabelhaft klingen die Nachrichten, die man sich vom Kuckuck erzählte. Dieser scheue Vogel, den nur selten jemand sah, dessen eigenartige, von allen anderen

Vögeln so abweichende Stimme aber jedermann bekannt war, dessen seltsame Fortpflanzung ferner ganz vereinzelt in unserer Vogelwelt dasteht, mußte sich nun auch in jeder Beziehung vor allen andern gefiederten Wesen auszeichnen. So ließ ihn das Volk sich in einen Sperber verwandeln, mit dem er allerdings hinsichtlich der Farbe und des Fluges einige Ähnlichkeit besitzt, im Frühjahr aber, fabelte man, werde er wieder zum Ruckuck.¹⁾ Kaum wird ein vernünftiger Mensch noch heute an solche Umwandlung glauben, jedenfalls aber bezeugt die weitverbreitete Kenntnis der wunderbaren Mär den uralten, schon bei Aristoteles aufgezeichneten und ganz allgemeinen Aberglauben. Andere berichten, der Ruckuck verkrieche sich im Herbst in hohle, von Würmern zerfressene Bäume, namentlich in hohle Weiden, auch unter Steine und in die Erde. Hier liege er wie tot, und zwar nackt, auf seinen Federn, gleichsam in einem Bett, „faulen vnd ungefäder“ [Gefner]. Er erhalte den Leib, indem er von Zeit zu Zeit Spinnen und Staub fresse, bis er im Lenz wiederum „beseet“ wird. Desters hat man ihn, laut den „Historien von vornehmen und glaubwürdigen Leuten“, im Winterschlaf liegend beim Fällen der Bäume gefunden; zum warmen Ofen gebracht, sei er bald wieder aufgelebt.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß man sehr vielen unsrer Zugvögel einen Winterschlaf hier in ihrer Heimat andichtete; die Erscheinungen in der Welt der Säugetiere, Reptilien und Amphibien rechtfertigten einen solchen Ähnlichkeitschluß, und gewiß bestärkten manche Einzelbeobachtungen — wir denken z. B. an ermattete, vor Kälte und Hunger halberstarrte Schwalben, die man nach rauhen Herbsttagen nicht zu selten in verborgenen Schlupfwinkeln findet — die irrige Annahme eines Winterschlafs mancher Vogelarten. Hühnerhabicht und Gabelweihe sollten oft in hohlen Eichen den Winter schlafend verbringen, wo ihnen von Zeit zu Zeit das faule Holz als Nahrung diene. Ähnliches wird von dem Rotschwänzchen und Grünsinken, der Turteltaube, Amsel, Nachtigall, Wachtel u. a. berichtet. Sie alle verkriechen sich gleichfalls in Baumhöhlen, Felsenritzen, unter Baumwurzeln, in die Flußufer und verbringen die rauhe Jahreszeit im Halbschlaf oder in festem Winterschlaf, wobei sie — namentlich die Wachteln²⁾ — von ihrem Fette zehren, wie der Dachz. Am merkwürdigsten sind aber die fabelhaften Erzählungen über das Winterquartier von Schwalbe und Storch. Eine große Menge von Beobachtungen hat man gerade über diese beiden aufgezeichnet, die alle den Winterschlaf derselben beweisen sollen; denn unter den Gelehrten ward die Streitfrage, ob Storch und

¹⁾ In gleicher Weise sollen auch „Nacht-Eulen“ — vielleicht ist die Sumpfohreule gemeint, denn unsre übrigen Eulen sind Stand- oder Strichvögel — in „andre Art (?) verwandelt“ werden.

²⁾ In Alberti Magni „Thierbuch“, verteutscht durch W. Nyff, Frankfurt a. M. 1545 heißt es: „Die Wachtel ligt eben winters zeit auch inn vnnd verborgen, wie andere Thier, so die selbig zeit ihre vberflüssigkeit deuen vn verzeren.“

Schwalbe im Herbst in ferne Länder ziehen oder, den Blicken verborgen, bei uns in Verstecken verbleiben, mit großer Lebhaftigkeit behandelt. Und — wenigstens was die Schwalbe betrifft — reichen diese Erörterungen weit in unser Jahrhundert, und das Volk hält an dem alten Aberglauben vom Winterschlaf der Schwalben auch heute noch fest.

Die Uferschwalbe (*Cl. riparia*) soll sich bereits gegen Ende des Sommers¹⁾ in die Höhlungen verstecken, die sie an den Uferabhängen sich gegraben. Der Winterfalte wehrt sie den Zutritt, indem sie den Eingang fest vermauert und ihn erst im Frühling wieder öffnet. In diesem sicheren Gewahrsam ruht nun das Vöglein, über ein halbes Jahr jeder Speise entbehrend. Es hält einen regelrechten tiefen Winterschlaf, bis es durch die Frühlingsluft geweckt wird und nun der finstern Höhle entschlüpft. Oft hat man, wird erzählt, im Herbst und Winter die von Schlafsucht befallenen, matten Tiere, ebenso die regungslos im Winterschlaf verharrenden an den warmen Öfen gebracht, wo sie nach kurzer Zeit auflebten, um allerdings meist in ebenso kurzer Zeit zu Grunde zu gehen. — Die Mauerschwalben (*Micropus apus*) verbringen den Winter wie die Fledermäuse, unter Dachziegeln ruhend oder mit Hilfe ihrer rauhen Klammerfüßchen an Dachbalken, in Mauerrissen, auch in hohlen Eichen hängend, den Kopf abwärts gerichtet. Wiederholt hat man die Segler „in Büscheln beisammen hängend“ gefunden.

Hauschwalbe (*Ch. urtica*) und Rauchschwalbe (*H. rustica*) suchen das Wasser auf. Gegen die Sonnenwende hin — es ist dies eine allgemein bekannte Erfahrung — setzen sich diese niedlichen, „Glück bringenden“ Tierchen in ganzen Haufen auf Dächer und Zäune, auf Misthaufen und Wege. „Fett und faul“, wie sie dann sind, lassen sie sich nur ungern aufjagen; bloß ein kurzes Stück flogen sie fort, dann nehmen sie wieder den verlassenen Platz ein. Sie begehren nicht nach Speise; nur Ruhe und Schlaf ist ihnen Bedürfnis. Denn die „dicker gewordene Luft“ im Herbst hat das so dünne Blut dieser Vögel auch verdickt und sie zum Fluge immer untüchtiger gemacht. Mühsam tragen die sonst so leichten Schwingen die schlaftrunknen Scharen nach dem nahen Teich oder Sumpf, wo sich alle im hohen Schilf niederlassen. Hier zwitschern sie wohl noch lange, eine Viertelstunde und darüber; aber neue Scharen ziehen herbei, und schließlich wird dem Schilfblatt oder dem schwanken Rohre die Last zu schwer; es biegt sich hinab zum Wasserspiegel, und die Vöglein gleiten ins feuchte Element, wo sie zu Boden sinken. Andere wieder, nach Familien geordnet, haben einen Strohhalbm oder Rohrstengel mit dem Schnabel ergriffen und tauchen so vereint hinab zur nassen Winterherberge; noch andere fassen sich gegenseitig an ihren kleinen Füßen und stürzen in ganzen Büscheln ins Wasser.

¹⁾ Sie ist ja einer der Zugvögel, der uns zuerst verläßt.

Fischer und Bauern, die es mit angesehen, bezeugen es, und wie oft ist es vorgekommen, daß viele schlafende Schwalben als „ganz an einander hangende Bündel“ bei einem einzigen Fischzug im Netz gefunden wurden! Hier in dem See ruhen die müden Geschöpfe auf und im Schlamm aus und erquickten die matten Glieder durch Schlaf, der dem Tode ziemlich gleich ist. Wenn aber die Luft sich erheitert, dann wird das Blut zum Umlauf wieder geschickt gemacht, die „Nervengeister“ erhalten neue Bewegung, die Trägheit verschwindet, und das leichtere Blut läßt von selbst den Vogel an die Oberfläche emportauchen, wo er, gleichsam auferstanden aus dem tiefen Grabe, in der Frühlingsluft wieder auflebt, wie Luther in seiner Erklärung zum 1. Buch Mose sagt: „Das Wunderwerk von den Schwalben ist aus der Erfahrung bekannt, daß sie nämlich den Winter hindurch in dem Wasser für todt liegen, und im Sommer wieder aufleben, welches gewiß ein großer Beweis unserer Auferstehung ist.“¹⁾ — Manche gehen in dieser seltsamen Ansicht vom Winterschlaf unserer Schwalben noch weiter und behaupten, daß die Schwalben, sobald sie untergetaucht sind, „eine sonderliche Gestalt, ich weiß nicht was für welcherley Fischlein, an sich nehmen und an den Ufern der Flüsse also stille liegen, bis der Westwind im Fröhlinge von neuem anfang zu wehen. Dieser Wind verschaffet, daß sie allgemehlich wieder Federn bekommen und nach diesen sich unter die Vögelzunft wiederümb begeben.“ Und warum sollte das unmöglich sein? Sind doch Vogel und Fisch aufs engste verwandt; denn das „Gevögel“ ist am fünften Schöpfungstage aus dem Wasser hervorgegangen, da Gott sprach: „Es erzeuge sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren, und mit Gevögel!“ 1. B. Mose 1, 20. Andere wieder lassen auch unsere Hausschwalben den Winter in „finstern Örtern“ zubringen, d. h. in Felsenrißen, Baumhöhlen, unter Baumwurzeln, hinter Brettern, in Türmen, an Meeresklippen, wohl auch in ihren eignen Nestern,²⁾ wie es in folgendem Gedicht heißt, welches Joh. Prätorius in seinem Büchlein: „Storchs u. Schwalben Winter-Quartier“, Frankf. u. Leipzig 1876, S. 87 wiedergiebt:

¹⁾ Denselben Gedanken finden wir in Geßners „Vogelbuch“, wo es an der betr. Stelle heißt: „Welches ich für ein wunderbar werk halt vnd für ein anbildung der auferstentnuß vnserer cörplen, als Gasparus Helbelinus außweyßt.“

²⁾ Bei Geßner lesen wir: „Man hat etwan gsehen daß sich die Schwalmen in hohle böum verborge habend in einem wald des oberen Teutschen lands, da man in einer abgehawnen faulen eich vil Schwalmen gefunden hat . . . Ich hab gefunden dz die Schwalmen den gangen Winter in iren nästern verborgen ligend als todt: darumb vermein ich nit daß sy hinweg fliegend. Den gangen Winter habend sy frische eier bey jnen: sy werdend aber gägen dem Sommer widerum läbendig.“

„Mit was kan doch die Schwalb den Jungen ihre Augen,
 Wenn sie verblendet seyn, und nicht zu sehen taugen,
 In dreyer Tagesfrist, und eine kurze Zeit,
 Ergangen wiederüm und geben Licht und Freud?
 Es ist ein edles Kraut, das Chelidoni heißet,
 Sonst Schwalbenwurß genant; von eben diesem beißet
 Die Mutter etwas ab, und trücket es darauf
 Den Jungen in das Aug, daß sich der Staar verlauf.
 Hernach zu zwißchert sich, und singet in der Wärme
 Die Schwalb zur Sommers Zeit, und machet solch Gelärme
 Als eine Lehrre pflegt: im Winter reißt sie aus,
 Und kriechet in die Bäum, und hält da nackend haus:
 Denn ihren Feder-Schmuck verleuret sie darinne,
 Und lieget auch für todt; bis endlich die Leutinne
 Und Frühlings Rüsse kömmt: Die giebt ihr wiederüm
 Ein neues Federkleid, das Leben und die Stimm.“

Wir sehen, auch von der Schwalbe glaubt oder glaubte das Volk, wie vom Auckuck, daß sie vor dem Winterschlaf ihre Federn verliere und in diesen wie in einem Bett liege. „Solch nackte und federlose hat man oftmals in den warmen Schlufflöchern der Berge gefunden.“ Das oben erwähnte Schwalbenkraut, mit dem die Schwalben übrigens nicht nur die Augen ihrer Jungen einrieben, sondern auch Wunden an ihrem eignen Leibe heilten, ist Chelidonium majus, dessen ägender gelber Milchsaft vom Volke die Warzen zu vertreiben gebraucht wird. In ähnlicher Weise wandte der Storch Origanum als Universalheilmittel an. Letzteren Vogels — für manche Gegenden unseres Vaterlandes ist er jedenfalls der volkstümlichste — hat sich wie kaum eines zweiten der Aberglaube bemächtigt. Ein ganzes Bündchen fabelhafter Berichte über den Storch — Gabe der Weissagung, Sprache, Dankbarkeit, Keuschheit, Versammlungen und Gerichtstage, Abwehr der Feuersbrunst u. — würde man mit Leichtigkeit zusammenstellen können. Hier soll nur von seinem Winteraufenthalte die Rede sein. Aristoteles sagt, der Storch verbirgt sich, wobei er das Verbergen dem Wegziehen entgegensetzt; Plinius gesteht, daß er nicht wisse, von wannen die Störche kommen und wohin sie reisen, auch Geßner, „der Plinius des Mittelalters“, läßt es dabei bewenden („wohin die Storcken farind, od wannen sy kommend, kan man nit grundtlich wissen“), während andere wieder Aegypten oder Java oder Indien oder die Wüsten jenseit des Jordan u. a. als Winteraufenthalt der Störche angeben, ja den Ort in Asia ganz genau bezeichnen, wo sich die Störche auf einem weiten Felde zusammenfinden und den zerreißen, der am spätesten eintrifft. Albertus aber ist der Meinung, daß sie sich „inn grosse gewildtnuß bei mosen,

sumpfen vund pfützen verstecken vund verbergen.“ Diese Ansicht von dem Winterquartier unsrer Vögel in Teichen, Seen und Sümpfen, ja selbst im Meere, hat ziemlich Verbreitung gefunden; sie wird z. B. noch in „Kleins Historie der Vögel“, Danzig 1760 mit großer Bestimmtheit gegen alle Einwände verteidigt, wenn auch der lächerliche Umstand, den Prætorius dabei erwähnt (s. u.) hier als „unge-reimte Meinung“ verworfen wird. Letzterer bringt eine fast erdrückende Menge beglaubigter Nachrichten, daß Fischer unter dem Eise von Flüssen oder Seen Störche hervorgezogen haben, z. B. aus dem Comersee, der Ostsee u. Hier sei nur der Brief erwähnt, der von dem Gervasio Tibellisio, Arelatensis Regni Mareschallo ¹⁾ an Otto IV. geschrieben ward. „Er vermeldet, daß aus einem See derselben Land-schaft etliche Fischer zur Winterszeit viel Störche mit ihrem Netze aus Land gezogen haben, welche alle an einander gehenget sollen gewesen seyn; da der eine seinen Schnabel in des andern Hindern gesteckt hat.“ Man denke sich ein oder zwei Duzend Störche, im Kreise ruhend, jeder den langen Schnabel im „Hinder-gemache“ des Vordermanns: eine artige Perlschnur! — Vielleicht hat der erste Berichterstatter dieses Märchens es doch für ein zu unglaubliches Wunder gehalten, daß ein warmbühtiges Tier unter dem Wasser ohne Nahrung monatelang leben könne und hat nun angenommen, daß die Störche wechselweise ihre Nahrung aus der andern Gedärm erhielten, vielleicht hat er auch nur die Leichtgläubigkeit der Gelehrten auf die Probe stellen wollen. Kurz, geglaubt ward die lächerliche Geschichte; denn immer wieder taucht sie auf.

Daß man auch den Störchen wie den Schwalben hohle Bäume, Felsen u. als Winterwohnung anwies, wird nicht Wunder nehmen, daß man sie aber, wie viele andre Vögel, in „die oberste Luft oder ganz in den Mond“ fliegen ließ, ist merkwürdig genug und wir würden es nicht anführen, wenn nicht Prætorius dieses Märchen des Dominicus Gonsates ganz in derselben Weise erwähnte, wie jede andere, der Wahrheit immerhin näher kommende Beobachtung. Jedenfalls nimmt er „den fliegenden Wandersmann nach dem Monde,“ der so hübsch zu plaudern ver-steht von dem fremdartigen Leben auf jenem Weltkörper, ernsthaft.

Wir haben schon oben erwähnt, daß der Glaube an den Winterschlaf der Schwalben in dunklen Verstecken hervorgerufen sein mag durch Funde toter oder ermatteter Schwalben in hohlen Bäumen, unter dürrern Laub und Grasbüscheln, in den eignen Nestern u. dergl.²⁾ Vor dem Abzuge sammeln sich ja die Schwalben und suchen dann auch gemeinsame Schlafplätze auf, besonders gern das Schilf an

¹⁾ Das arelatische Reich, nach der Hauptstadt Arles genannt, umfaßte das Gebiet von Saone und Rhone.

²⁾ Ornitholog. Centralbl. 1877, S. 66, 1881, S. 115. — Journal f. Ornithologie 1878, S. 49. — Monatschr. d. Ver. z. Schutze d. V. 1887, S. 115 u. S. 199.

Sümpfen und Teichen, Fachwerk der Häuser u., in einzelnen Fällen wohl auch einen hohlen Baum. Ist nun die Herbstnacht kalt und sind die Tierchen infolge Nahrungsmangels halb verhungert, so mag es nicht selten vorkommen, daß sie in ganzen Scharen dahinsterben, und wer sie findet, kommt leicht zu der Meinung, die Schwalben hätten sich hier zum Winterschlaf niedergelassen. Schwerer dürfte ein Entschuldigungsgrund für die sonderbare Ansicht vom Winteraufenthalt des Storchs am Boden des Wassers zu finden sein. Die Bente des im Herbst auf Wasservögel jagenden Schützen entgeht wohl oft dessen Händen dadurch, daß sie zwischen das Schilf fällt; aber wer sollte, wenn er dann auch gelegentlich einen oder mehrere Sumpfvögel tot aus dem Wasser fischt, sofort auf die sonderbare Meinung verfallen, einen Winterschläfer vor sich zu haben, der wieder erwachen wird zu neuem Leben? — Der Aberglaube des Volks treibt eben merkwürdige Blüten, wo ist die verborgene Wurzel? So mancher 'Philosophus' aber — wir reden nur von längst vergangenen Zeiten! — beobachtete selbst nicht, sondern sammelte nur die merkwürdigen Nachrichten anderer, schrieb und sammelte und verteidigte schließlich die lächerlichsten Mährchen.

Kleinere Mitteilungen.

(Aus einem Briefe an Carl R. Hennicke.) Wegen des **Schwarzpfechtes** konnte eine alte Buche stehen bleiben, in welcher er Jahr aus Jahr ein seine Jungen hatte; heuer sind diese herrlichen Waldbewohner leider nicht wieder gekehrt. Es nistet die **Hohltaube**, die ich lange hier vermiste, statt seiner in der alten Buche. Die moderne Totschießerei trägt wohl viel dazu bei, daß mancher nützliche Vogel ausgerottet wird. 90% der jetzigen sogenannten Jäger sind gewerbsmäßige Schiesser: auf alles, was da fliegt und kriecht! Heutzutage braucht man, um auf die Jagd zu gehen, nur eine Flinte und eine Jagdkarte, aber keine Kenntnisse von der Jagd! — Meine **Nistkästen** im Walde sind alle bewohnt. Manchem Waldgänger wird das Herz doppelt warm für die Vogelwelt schlagen, seit er gesehen wie dort „gefüttert“ wird.

Forsthaus Seligstedt bei Arnsdorf i. S.

Jörster Simon.

Der Dorndreher (Lanius collurio) als Zöter des Gartenspötters (Hypolaïs icterina). Um mein Gehöfte giebt es viel Bäume, Sträucher, Hecken, unter letzteren Crataegus. Staar- und Meisenhäuser hängen da, wo nur solche anzubringen sind, und mit gutem Erfolge. Krüchan macht natürlich viel Naben und behauptet seine und anderer Brutkästen. Unter vielen anderen herrlichen Sängern nistet auch hier die Garten- und Zaungrasmücke. Die Bachstelze (*Motacilla alba*) ist jetzt mit Füttern ihrer Jungen im Taubenschlage beschäftigt! Den Dorndreher hatte ich voriges Jahr auf einer Eiche ca. 4 m hoch und heuer auf einem Pflaumenbaum 3 m hoch nisten lassen. Das Futter, welches er für sich und seine Jungen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1895

Band/Volume: [20](#)

Autor(en)/Author(s): Bräß Martin

Artikel/Article: [Ornithologischer Aberglaube vergangener Zeiten. 306-312](#)